

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

201

Roman von Max Kreyer.

Mara hatte oftmals an ihn gedacht und sich gefragt, ob er diese Kinderei immer noch nicht abgelegt habe und endlich ein Mann ohne Furcht und Tadel geworden sei. Und wenn nicht, dann wäre es vielleicht eine Aufgabe gewesen, ihn dazu aufzustacheln, ihm diese Zämmerlingsrolle zu nehmen, in der sie ihn so greulich fand.

„Man gut, daß die Alte nicht mehr auf Wache ziehen kann,“ sagte Lorenzen eines Abends zu Kempen, weil ihm alle Jugendwächterinnen gegen den Strich gingen, mußte dann aber verdukt aufblicken, als der andere kurz hervorquetschte: „Schadet auch nichts, ich bin ja hier.“

„Nanu, was ist denn los, Hermann?“ gab Lorenzen mit einer gewissen Entrüstung zurück. „Sie soll mir doch zu meiner Eva stehen. Ich begreif Dich wieder mal nicht.“

„Hast Du schon mit ihr darüber gesprochen?“ fragte Kempen wieder, diesmal lauernd.

„Noch nicht, sie ist ja kaum warm geworden bei uns. Hättest Du ja auch hören müssen, wir sind doch beide im Atelier.“

„Na, dann bewahr Dich nur vor dem Abfall,“ knurrte Kempen wieder.

Lorenzen lachte. „Fürchtbar echt von Dir. Du kennst eben die Weiber nicht.“

„Wollen sehen,“ quetschte Kempen wieder hervor, fügte dann aber rasch hinzu: „Das war ja Wortbruch von Dir. Lockst so'n Mäd'el aus ihrer guten Stellung und möchtest sie dann erniedrigen. Und erniedrigt sind sie doch alle, die eines Tages so vor uns stehen, wie Gott sie geschaffen hat. Entweder tun sie es aus Dummheit oder aus Not.“

„Oder aus Eitelkeit . . . kann auch Verderbtheit sein,“ warf Lorenzen überlegen ein und kaute an seinem belegten Brot.

Sie waren allein im Atelier, nachdem Sörgel ihnen das einfache Abendbrot zusammengestellt hatte. Vier Wochen lang war Mara Munk bereits wieder bei ihnen ein- und ausgegangen mit der frohen Laune einer guten Freundin, die mit Geiterkeit kommt und mit den besten Wünschen geht. Der Kopf der Beda war fertig, auch im großen, und so trat nun an Lorenzen die Frage heran, was er jetzt am besten machen könnte. Auch der Faun war von Kempen in zweiter Ausführung glücklich überstanden worden. Nun wurden die Gipsgießer erwartet, brachten ihre Wirtschaft ins Atelier und machten aus der Kunst das Scharwerk, über das man alles andere vergessen mußte. Wenn dann aber die weißen Puppen hinaus waren, um ihrer Marmorauferstehung entgegen zu gehen, konnte man wieder um so freier atmen, sich an das machen, was die Seele bedrückte und wodurch man sie erleichtern wollte.

„Ja, wenn du immer so denkst,“ wandte Lorenzen wieder ein, „dann werden wir nie ans Ziel kommen. Solche Weiber hat es immer gegeben und wird's auch immer geben. Und du weißt doch, es gibt ganz anständige darunter, die uns gehörig auf die Finger klopfen, wenn wir uns mal vergessen wollen. Ja.“

„Es kommt ganz darauf an, was man Anstand nennt,“ gab Kempen mit Bähigkeit zurück. „Für einen können sie heilig sein, für den zweiten und dritten sind sie entweiht. Das Schönste am Menschen bleibt doch die Scham.“

Nun geriet Lorenzen, der das alles auf Mara Munk bezog und schon keine Pläne durchkreuzt sah, in eine gewisse Erregung, die ihn stets packte, sobald er seiner Meinung nach Dummheiten hörte. Er vergaß das Essen, warf das Messer hin und ging, die Hände in den Hosentaschen, großspurig vor Kempen auf und ab. „Ja, Hermann, weißt Du, da begreife Dich, wer es kann,“ polterte er hervor. „Das ist ja gerade — Du bist ja wie umgewandelt, ich kenn Dich gar nicht wieder. Fürchtbar echt, wirklich fürchtbar echt! Modell ist doch Sache, das war stets Deine Rede. Mehr als meine, denn siehst Du, eigentlich besteht doch ein großer Unterschied zwischen uns. Ich könnt mich noch eher in so'n Modell verschließen, Du nie.“

Kempen, der ruhig am Tisch sitzen geblieben war und sorgsam einen Happen nach dem anderen in den Mund steckte, schluckte plötzlich ohne zu tanzen. Fast schien es, als wäre ihm etwas in der Kehle stecken geblieben; und als seine braunen Augen zu Lorenzen gingen, umfaßten sie seine ganze Gestalt, als müßte er etwas Besonderes an ihm entdecken, was ihm bisher entgangen sei.

„So, also das könntest Du,“ würgte er dann die Worte heraus. „Das war ja immer meine Angst, und gerade bei dieser. Daher mein Aerger bei Deinem Schöntun während dieser ganzen Wochen. Damals, als sie zuerst bei uns war, hättest Du schon Süßholz geraspelt, wenn sie nur schneller gewachsen wäre. Wenn Du mal hängen bleibst, beißt Du gründlich hängen.“

„Ach, Dummheit, Hermann, Du kennst mich noch gar nicht,“ schnitt ihm Lorenzen das Wort ab.

Kempen lachte grimmig, sagte aber nichts. Lorenzen dagegen, der das Sachliche richtig deutete, fuhr gemühtlich fort: „Kannst ruhig sein, Hermann. Es könnte höchstens 'n Baum mit goldenen Früchten sein, an dem ich mich aufhänge, und wo man von zarter Hand abgeschnitten wird. Na, bis dahin laufe ich noch ohne Schlinge herum . . . Ich mich in ein Modell verlieben, im Ernst? Ne, Du, so war's nicht gemeint. Daraus entwickelt sich nichts Gutes, das wissen wir doch. Das sehen wir auch an Rötter und an Maler Rambas. Die laufen mit ihren Weibern herum und wissen nicht warum.“

„Sind auch traurige Kerle,“ brummte Kempen, der nun wieder ruhiger sah.

„Na, siehst Du,“ sprach Lorenzen weiter, nun bedeutend besänftigt. „Weshalb aber soll man sich so'n Mäd'el nicht halten? Gerade dadurch bleibt sie uns sicher. Früher warst Du derselben Meinung . . . ganz gewiß, das warst Du! Ein gutes Modell ist selten.“

„Ach, das ist sie ja gar nicht,“ warf Kempen wieder ein, der zwischen den Worten des Freundes immer etwas anderes heraushörte.

„Ja, was denn sonst?“ fragte Lorenzen und blieb vor ihm stehen.

„Ein Mäd'el, das Dir 'ne Gefälligkeit erweist,“ erwiderte Kempen.

Nun lachte Lorenzen wie immer sorglos und klopfte ihn auf die Schulter. „Na, Hermann, dann sind wir ja einig. Weiter verlange ich ja auch gar nichts von ihr. Altes Raubbein Du!“

Aber diese Einigkeit war nur äußerlich, sozusagen vom Augenblick aufgedrungen. Sie fühlten es, ohne es sich gestehen zu können, weil ihre Umwandlung erst begann. Es war plötzlich etwas zwischen sie getreten, was jeder mit andren Augen sah, was jeder anders bezeichnete und das doch dieselbe Weisenseinheit und Gestalt hatte. Dieses Reibelgeschöpf streckte die Arme aus und maß die Kluft, die sie beide zu trennen begann; es schwebte zwischen ihnen auf und ab, lächelnd, tändelnd und lockend, und hielt immer den gehörigen Abstand, bis es allmählich zu Fleisch und Blut wurde und sie nur zu deutlich empfanden, daß es das Weib war, die heimlich längst gefürchtete, die sich hinein in ihr Seelenleben stahl und Besitz ergriff von ihrer Zweieinigkeit. Von Tag zu Tag tauchte es drohender auf, mit der uralten Verheißung, die dem einen Freude bereitet und dem andern Schmerz, solange die Welt besteht. Und wogegen der Starke kämpfte mit angeborener Feindschaft, das nahm der Schwache hin wie ein Geschenk des Tages, an dem man sich erfreuen müsse, um sorglos die Nacht verschlafen zu können.

Lorenzen war der Glückspilz, wie er im Buche stand. Kaum hatte man Platz in der Werkstatt, als ein neuer Auftrag seinen Kopf noch höher schob. Diesmal handelte es sich um etwas, womit er sich sehen lassen durfte, weil es die Deffentlichkeit beschäftigten mußte. Einem nordischen Dichter sollte dort oben in seinem Vaterstädtchen ein Denkmal gesetzt werden, und Mensdahl der Gute, durch den die Sache angeregt worden war, hatte sofort an seinen Schützling gedacht. Die Bestellung sei zwar noch nicht sicher, aber er werde sie schon durchdrücken; Lorenzen solle sich nur getrost auf die Strümpfe machen, nähere Mitteilung von ihm entgegennehmen und dann rasch los schaffen, damit man mit etwas Greifbarem dienen könne.

Und so kam es. Lorenzen hatte sich zuerst eine der üblichen Formen gedacht, der die Muse, frei nach Lasso, den Vorbeerfranz aufs Haupt drückt. Kempfen jedoch regte eine andre Idee an: eine durchaus realistische Büste, die den Eindruck mache, als wenn der ganze Kerl aus einem Blütenhain herauswüchse. Die Boesie sollte herantreten, die Leier beiseite stellen, eine Rose vom Strauch brechen und sie lächelnd dem Dichter reichen, der darüber hinaus ins Wesenlose blickt.

Beide stritten sich darum, denn Lorenzen, der eine Vertikung bei dem Komitee befürchtete, fand das zu wild und gewagt. Kempfen aber führte als letzten Grund sogar eins der wunderbaren Gedichte des Landsmannes ins Gespräch, das er noch von der Schule her kannte. Zwar quietierte er die Verse nur hervor, so daß Klara, die als Vertraute dabei saß, heimlich lachte, aber er betonte richtig und fand zum Schluß den gehörigen Schwung, der ihn beinahe mit forttriß.

„Drück mir zuletzt die Rose an die Lippen,
Zu der mein müdes Haupt sich oft geneigt,
Ich sah die Falter sorglos an ihr nippen,
Die mir im Leben Dornen nur gezeigt.“

Es war, als wenn er darin etwas von seinem eignen Dasein fände, das er besonders zum Ausdruck bringen müsse. Und er wurde redselig, sprach in einer Viertelstunde soviel wie in acht Tagen zusammen nicht, so daß Klara beinahe auf den Gedanken kam, es handelte sich diesmal bei ihm um etwas mehr als bloß um Geld, das aufs neue in den gemeinsamen Beutel fließen sollte. Schließlich wurde sie um Rat gefragt, und als sie ihrem „fein-fein“ sogar ein „sehr fein“ anhängte, was Lorenzen mit einem überlegenen Lächeln aufnahm, kamen beide schließlich überein, zwei verschiedene Entwürfe einzuliefern, die sie denn auch zusammenknüeten, als ginge es auf Tod und Leben. Der Eifer des Künstlers hatte sie wieder gepackt, der alles um sich herum vergißt, sobald er nur sein gelobtes Land sieht.

Kensdahl, der den Pegasus augenblicklich unbesezt gefunden zu haben schien, telegraphierte eines schönen Tages an Lorenzen:

„Die Rose hat das Richtige getroffen,
Es dankt dein Gönner rasch dir hochbeglückt.
Du darfst auch diesmal, junger Meister, hoffen,
Das ganze Komitee ist laut entzückt.“

Lorenzen ging herum wie im Traum, wo man rufen möchte und nicht kann. Ein schwerer Alp lastete auf ihm, den er vergeblich abzuschütteln versuchte. Er hatte bestimmt gehofft, daß man Kempfens Entwurf ablehnen würde, und sah sich nun getäuscht, nicht aus einem unedlen Grunde, sondern aus Aerger darüber, daß Klara darum wußte, dieses jugendfrische, lachende Gesicht, das mit klugen Augen in die Welt blickte und sich um alles im Atelier bekümmerte, als bildeten alle drei eine Familie. Seine Eitelkeit war stark verletzt, und zum ersten Male, seitdem die Kunst beide verwachsen gemacht hatte, schlich sich leise der Neid in die Achtung vor dem Können des andern.

„Darauf hätte ich fast gewettet, wollen Sie glauben?“ sagte sie zu ihm, als sie zufällig allein waren und sie ihm zu einer neuen Skizze stand.

Er hatte die Reise nach dem Norden hinter sich, mit der Bestellung neues Lob eingeholt und sich zu einigen Wendungen verpflichten müssen, die mit der Ausführung in Bronze zusammenhingen. „Was Sie klug sind,“ erwiderte er unwirsch. „Das kann jeder sagen.“

„Der Zug geht doch jetzt ins Moderne,“ fuhr sie fort. „Das kommt aus Frankreich, wie ich gelesen habe. Dort suchen die Künstler schon lange nach der Natur. Stimmt's nicht so?“

„Was Sie nicht alles wissen, Sie Suppenhühnchen!“ grimmte Lorenzen weiter. „Salken Sie denn Kempfen für modern?“

„Sicher. Für moderner als Sie, wenn er auch sonst nicht nach der neuesten Mode ist. Aber wissen Sie, Herr Lorenzen, darauf kommt's gar nicht an. Man darf nur nicht zoffig sein, nicht immer den alten Kohl aufwärmen. Neue Bahnen muß man gehen, auf das Sujet kommt's doch gar nicht an. Lachen Sie nur, ich weiß genau, was das ist. Bei uns wurde genug darüber gesprochen. . . Löwenkämpfer hat's schon früher gegeben. Aber wie liegt das Biest, und wie steht der Kerl! Passen Sie auf, der mocht Furor.“

„Wenn er nur erst einen Käufer hätte, das wäre die Hauptsache,“ wandte Lorenzen etwas hochmütig ein.

„Das ist ja richtig, Sie haben mehr Glück,“ sagte sie wieder und beobachtete ihn, wie er hastig den Ton schmierte,

als wäre er über etwas in seinem Innern nicht einig. „Herr Kempfen kann eben persönlich aus sich nichts machen. Aber die Hälfte von Ihrem Glück trägt er doch.“

„Das lassen Sie ihn nur nicht hören, dann wird er fuchsig,“ warf er leicht gestachelt ein, denn er empfand deutlich, daß sie ihn reizen wollte.

„Das sind eben alles Kleinigkeiten für ihn,“ sprach sie weiter, „er will viel höher hinaus.“

Run fuhr Lorenzen auf. „Kleinigkeit? Das nennen Sie Kleinigkeit? So ein Weib, wie ich es jetzt backen werde? Sie sind furchtbar echt.“

„Macht er im Handumdrehen,“ gab sie erhaben zurück.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Steuern.

Von Leo R. Tolstoj. Deutsch von Adolf Heß (Berlin.)

Außer den gewöhnlichen Besuchern und Bittstellern kommen jetzt noch besondere zu uns: erstens ein kinderloser Bauernkreis, der sein Leben in großer Armut verbracht hat; zweitens ein sehr armes Weib mit einem großen Haufen Kinder; drittens ein, so viel ich weiß, begüterter Bauer. Alle drei sind aus unserem Dorf und kommen in ein und derselben Angelegenheit. Vor Neujahr werden die Steuern eingetrieben; da hat man bei dem Kreis den Samowar, bei dem Weibe ein Schaf und bei dem wohlhabenden Bauern eine Kuh gepfändet. Alle bitten um Schutz oder Hilfe, oder um beides.

Zuerst spricht der vermögende Bauer, ein großer, hübscher, alternder Mann. Er erzählt, der Dorfälteste sei gekommen, hätte die Kuh gepfändet und verlange 27 Rubel. Dabei handle es sich um Verpflegungsgelder, die man nach Ansicht des Bauern jetzt nicht betreiben könne. Ich verstehe davon nichts und sage, ich würde mich beim Gemeindevorsteher erkundigen und ihm dann sagen, ob es möglich wäre, von der Zahlung frei zu kommen oder nicht.

Dann spricht der Alte, dem man den Samowar gepfändet hat. Ein kleines, mageres, schlecht gekleidetes Männchen, erzählt mit rührendem Kummer und Unkenntnis, wie man seinen Samowar genommen und 3 Rubel 70 Kopeken verlangte, die nirgends aufzutreiben wären.

Ich frage, für welche Steuern.

„Wer weiß das! Jrgendwelche Kronsteuern. Wo sollen ich und meine Alte das Geld hernehmen! Können so kaum leben! Was sind das für Zustände! Haben Sie doch wenigstens Mitleid mit unserem Alter und helfen Sie uns.“

Ich verspreche, mich zu erkundigen und zu tun, was ich kann. Dann wende ich mich dem Weibe zu, einer mageren, abgehäuteten Frau. Ich kenne sie und weiß, daß ihr Mann ein Trunkenbold ist und fünf Kinder da sind.

„Haben unser Schaf gepfändet,“ jammert sie. „Kommen und sagen: gib Geld! Ich sage: der Mann ist nicht zu Hause; auf Arbeit. Geld her, heißt es wieder. Woher soll ich es nehmen? Da pfänden sie unser einziges Schaf,“ bricht das Weib in Tränen aus.

Ich verspreche, mich zu erkundigen und wenn ich kann, zu helfen und beuge mich vorerst zum Dorfältesten, um zu hören, was das für Steuern sind und warum sie so strenge eingetrieben werden.

Auf der Straße halten mich noch zwei Bittstellerinnen an. Die Männer sind auf Arbeit. Eine bittet, ihr Leinen abzukaufen; sie gäbe es für zwei Rubel her. „Man hat mir die Hühner gepfändet. Mit Mühe und Not hatte ich sie aufgezogen. Ernähre mich davon, daß ich Eier verkaufe. Nehmen Sie, ist gutes Leinen. Ich würde es für drei Rubel nicht hergeben, wenn ich nicht in Not wäre.“

Diese Frau schide ich nach Hause. Wenn ich zurückkomme, wollen wir sehen. Vielleicht kommt noch alles in Ordnung. Bevor ich zum Dorfältesten gelange, tritt mir noch eine frühere Schülerin, ein schwarzäugiges Weib, Olga, jetzt eine alte Frau, entgegen. Dasselbe Leiden: ihr hat man das Kalb gepfändet.

Endlich gelange ich zum Dorfältesten, einem kräftigen Bauer mit grauem Bart und verständigem Gesicht. Er tritt zu mir auf die Straße hinaus. Ich frage, was da für Steuern erhoben werden und warum man sie so strenge eintreibt. Der Älteste sagt mir, daß ganz bestimmte Weisung ergangen sei, zu Neujahr alle Restanten beizutreiben.

„Ist denn etwa befohlen, den Samowar und das Vieh zu pfänden?“

„Was soll man machen?“ sagte der Alte achselzuckend. „Es geht nicht anders, die Leute bezahlen einfach nicht. So zum Beispiel Abakumow,“ nennt er den wohlhabenden Bauer, dem man wegen irgend welcher Fuzage- oder Verpflegungsgelder eine Kuh gepfändet hat. „Der Sohn fährt dreispännig zur Börse. Kann der etwa nicht bezahlen? Dabei drückt er sich doch darum.“

*) Diese bisher deutsch noch nicht veröffentlichte Arbeit des verstorbenen Dichters trägt als Datum der Niederschrift den Vermerk: Jasnaja Poljana, den 28. Januar 1910.

„Nun, das mag sein,“ sagte ich. „Aber was ist's mit den Armen?“ Ich nenne ihm die alten Leute, denen man den Samowar abgenommen hat.

„Die sind allerdings bedürftig, da ist nichts zu holen. Aber man macht eben keinen Unterschied!“

Ich nenne die Frau, der man das Schaf gepfändet hat. Auch da äußert der Vorsteher sein Bedauern, rechtfertigt sich aber damit, daß er die von oben gegebenen Befehle ausführen müsse.

Ich frage ihn, ob er schon lange Vorsteher ist und wieviel Gehalt er bekommt.

„Ja, etwas bekomme ich,“ antwortet er nicht auf meine ausgesprochene, sondern auf die unausgesprochene, von ihm erotete Frage, warum er an solcher Tätigkeit teilnimmt. „Man möchte es ja aufgeben. Dreißig Rubel monatlich, aber die Sünde wird man nicht los!“

„Und dann nimmt man die Samoware, Schafe und Hühner weg!“ sage ich.

„Was soll man machen? Ist einmal befohlen. Das Amt hat schon die Auktion angelegt.“

„Da werden die Sachen verkauft?“

„Werden schon untergebracht...“

Ich gebe mich zu der Frau, die wegen des Schafes gekommen ist. Eine winzige Hütte, im Flur das einzige Schaf, das das Staatsbudget komplizieren soll. Nach Weiberart beginnt die nervöse, von Not und Arbeit erschöpfte Frau sofort erregt und hastig:

„Da sehen Sie: so lebe ich hier. Das letzte Schaf nimmt man mir fort. Ich bringe mich so schon kaum durch mit dem Kahlbäuchchen da,“ deutet sie auf die Pfanne und den Ofen. „Kommen Sie doch näher, haben Sie keine Angst!“

Die „Kahlbäuche“ sind wirklich nichts anderes. In zerrissenen Hemden, ohne Hosen klettern sie vom Ofen und umringen die Mutter. Am selben Tage fahre ich auf das Amt, um mich nach den Einzelheiten der Steuereintreibung zu erkundigen.

Der Vorsteher ist nicht da. „Er kommt sofort,“ wird mir gesagt. Hinter dem Gitter stehen ein paar Leute, die ebenfalls auf ihn warten. Zwei kommen in Bahangelegenheiten. Bringen Geld für ihren Paß. Einer erzählt eine verwickelte Erbschaftsgeschichte. Dann tritt ein großer Bauer mit strengem, mütterlichem Gesichtsausdruck zu mir. Er gräbt auf seinem Acker Erz. Schon seit Generationen.

„Nun ist plötzlich eine Verfügung erlassen, die das Graben verbietet. Auf seinem eigenen Grund und Boden soll man nicht graben dürfen?“ sagt er. „Wer kann einem das verbieten? Wir leben ja davon! Schon seit acht Wochen bemühen wir uns darum und finden kein Ende. Die Leute haben keinen Verstand. Ruinieren uns einfach!“

Ich kann auch diesem Manne nichts Tröstliches sagen und wende mich mit meiner Erkundigung nach den Maßregeln, die jetzt bei der Steuereintreibung angewandt werden, an den inzwischen erschienenen Vorsteher. Der teilt mir mit, daß die Bauern jetzt mit sieben Arten Steuern im Rückstande sind:

1. Kron-(Staats-)Steuern.
2. Semstwo(Landchafts-)Steuern.
3. Versicherungssteuern.
4. Verpflegungssteuern.
5. Furagesteuern.
6. Amtsteuern.
7. Dorfsteuern.

Der Amtsvorsteher sagt mir, ebenso wie der Dorfvorsteher, daß der Grund der besonderen Strenge in der Vertreibung eine Verordnung von oben ist. Er gibt zu, daß es schwer sei, den Armen etwas abzunehmen, zeigt aber schon weniger Mitgefühl, als der Dorfvorsteher, erlaubt sich nicht, seine Vorgesetzten zu kritisieren und zweifelt nicht im mindesten an der Notwendigkeit und Berechtigung seiner Tätigkeit.

„Man kann den Leuten doch nicht alles nachsehen!“

Bald darauf sprach ich über denselben Gegenstand mit dem Landchafts- (Semstwo-) Vorstande. Der äußerte schon sehr wenig Mitgefühl mit den Armen, die er fast nie zu sehen bekam, und ebensowenig Zweifel an der moralischen Berechtigung seiner Tätigkeit. Zwar gab er in der Unterhaltung zu, daß es vielleicht bequemer wäre, keinen Beamtenposten zu besetzen, hielt sich aber trotzdem für ein nützliches Mitglied der Gesellschaft, weil andere an seiner Stelle weit schlimmer wären. Da man einmal auf dem Lande wohnte, warum sollte man da nicht das allerdings nur lärgliche Gehalt eines Landchaftsvorstandes mitnehmen.

Das Urteil des Gouverneurs vollends war gänzlich frei von irgendwelchen Reflexionen über Samoware, Küber, Schafe und Lemewand, die man den Dorfarnen abgenommen, und verriet nicht den geringsten Zweifel an dem Nutzen seiner Tätigkeit.

Die Minister endlich und diejenigen, die den Schnapshandel leiten, Verbannungen, Gefängnis-, Zucht- und Todesstrafen bestimmen — die Minister und all' ihre Gehilfen sind fest überzeugt, daß Samoware, Schafe, Lemewand und Küber, die man den Armen abnimmt, ihre beste Verwendung zum Schnapsbrennen, Gefängnisbau und u. a. zur Gehaltszahlung an sie und ihre Gehilfen finden, wovon sie Gesellschaften geben, ihren Frauen Kostüme kaufen und die unumgänglichen Ausgaben für Reisen und Zerstreungen bestreiten, die sie zur Erholung von der schweren, anstrengenden Tätigkeit zum Wohl des rohen, undankbaren Volkes benötigen.

Vincent van Gogh.

(Im Salon Cassirer.)

Meine Freunde, ich möchte, daß Sie van Gogh liebten, daß Sie ihn liebend erlebten. Denn van Gogh ist einer von denen, die das Wesen dessen, was dem Menschen der Gegenwart die Malerei sein kann, ausschöpfen. Ein Revolutionär, ein verzehrendes Feuer, eine Entladung der Leidenschaft, und dennoch im Innersten seines Empfindens und Wollens ein Klassiker, einer, der die Schönheit anbetete und nach der Vollkommenheit geizte. In seinen Sinnen wachten die Instinkte der Raubtiere; er stürzte sich auf die Welt, er riß sie an sich, er trank sie in sich. Er wurde trunken von der Lust an dem, was da wächst und blüht und vergeht. Doch über solchen Entusiasmus, über dies Rausen der Flammen gebot, wenn die Temperatur auf das höchste stieg, ein Gehirn von messerscharfer Logik, die Kraft eines spaltenden Intellektes und einer ägenden Analyse. Ein Artier, das sich selber zähmte; ein Element, das durch die eingeborene Form zur Wirkung kam. So war van Gogh; so kämpfte er das Leben, besiegte den Stoff und dessen Schwere, wandelte die gefangene Materie in erstöte Schönheit, verkindete mit Pathos die Herrschaft des Rhythmus und starb im Wahnsinn. Meine Freunde, ich möchte, daß Ihr diesen Helden lieben lernt. Er selbst war die Liebe; er liebte die Sonne, das Gras, die Ackerfurchen, er liebte alles, was Farben entzündet. Er liebte. Wie nur je ein in Träumen schwelgender Jüngling, ein brünstiger Hirsch, ein im Tode nach dem Leben Schreiender, so liebte van Gogh alles Irdische. Er verbrannte es in seiner Liebe, um ihm die Reinheit eines höheren Daseins, das Ewige der schönen Form, zu identen. Solcher Wunder die Fülle und mehr gibt es an jener Stätte zu sehen, da seit zwölf Jahren stets dem Wesentlichen, dem Entscheidenden und dem Klassischen in der Kunst aller Tage geopfert wird.

Ich führe vor ein Bild (Nr. 40), darauf ist das Haus zu sehen, in dem van Gogh damals lebte; es war in Arles, in Südfrankreich. Der Himmel ist blau, gleich dem Mantel der Madonna. Die Häuser stehen in Gelb, sie brennen und strahlen im Strom der Sonne; wo der Schatten fällt, da sind sie grün, fahl, verklingend. Welch Vulkant in Farben: das Zeltdach über dem Eingang zur Kneipe ist rosa und blau umrandet, die Fensterrahmen sind chromgelb, die Tür ist grün, und da, wo der eine Flügel offen steht, dunkelt ein Violett. Die Fenster sind zur einen Hälfte von einem milden Vila verhangen, zur anderen mit einem kranken Gelb. Die Läden der Fenster wittern in Grün, und da, wo die Scheiben zu sehen sind, blüht ein dunkles Blau. Zur Seite, links, steht ein kleines Häuschen, rosa mit grünen Läden, und davor wächst das Grün eines Baumes, über den der Reichtum blühenden Gelbbraunes ausgeschüttet wurde. Und all diese Farben, sie eimen sich zu einem einzigen Klang, sie gehören nicht den Dingen, sie schweben darüber, sie musizieren sich selbst zur Lust... Ein anderes Bild (Nr. 26), das Zimmer, darin van Gogh schlief, als er dort unten war. Das Bett ist chromgelb, schwefelgelb sind Kissen und Laken, rot donnert die Decke. Schmutziggelb mit Sigen von ausgebleichtem Grün die Stühle; der Tisch orange. Die Mauern und die Türen bescheiden sich mit Basalblau, sadendünn, abgegriffen. Ein saftiges Grün rahmt die Fenster, durch deren Scheiben das Fest des Gartens hellgrün hineinpiegelt. Ein Hauch von Pfirsich, aber schwer und erdig, liegt auf dem Fußboden. Gleich einem Verliebten, so unermülich, so hingebend, schmückte van Gogh den Traum von seinem Zimmer. Man meint einen großen, schwärmenden Jungen zu sehen, der halb ein Gott und halb ein Tölpel, sein Mädchen streichelt. In diesem Zimmer, doch nein: in dem irdischen Gefängnis, aus dem der Meister diesen Hymnus erlauschte — hob der Wahnsinn des van Gogh an. Hier wohnte er mit seinem Freunde Gauguin, den er liebte und haßte zugleich, an dessen Bett er sich nächtlich schlief, den er zuletzt mit dem Messer bedrohte; hier lag, im Schlaf gelähmt, der vom Dämon Besessene, den Kopf in blutige Lächer gehüllt. An der Erde gespensterte das Ohr, das er sich selbst abgeamitten. Von hier aus ging er in die Gefangenschaft der Ärzte. Meine Freunde, begreift Ihr die Tragik dieses Zimmers, das Drama dieser Schönheit, das Unsterbliche dieses Schicksals? Ecco homo, welch ein Mensch, der mit selbstverzehrender Liebe, mit eingespannter Leidenschaft, aus einem Nichts die Herrlichkeit, aus dem lauernen Tod das ewige Leben schuf.

War das Zauberei? Vielleicht; aber gewiß war es das Werk einer malenden Genialität. Alles in allem: van Gogh war ein Maler. Wißt Ihr, was das ist? Seht her: er hat den Briefträger gemalt, einmal auf hellblauem, zum anderen auf grünem Grund (Nr. 41 und 33). Wie das Modell sich wandelte: durchlichtet, weißleuchtend steht das Fleisch gegen das Blau; das Grün läßt im Gesicht des Mannes grüne Funken aufsprühen, die Haut scheint gebräunt, die ganze Lebensart scheint nachgedunkelt, auch die Augen verfärbten sich nach grün. Das Objekt ist geblieben, wurde dennoch verändert; es blieb die Ähnlichkeit, es wechselte das Bild. Das gleiche Thema wurde durch den Willen des Malers erst in Moll, dann in Dur verklärt. Das also heißt ein Künstler sein: den Stoff gestaltend, ihm zum Herrn, der eigenen Sinnlichkeit zum Offenbar werden. So gilt es alles anzusehen, was van Gogh geschaffen hat. Nie ist da Naturalismus im Sinne der Photographie zu finden, aber stets destillierte Natur. Nie gibt es da Willkür zu sehen, aber stets eine Offenbarung aus

dem Helligtum der Seele. Es ist eine Lust zu leben! So jubelt ein Bild (Nr. 18), darauf Rosenblumen wachsen. Sie wachsen, das ist der Charakter des Bildes; man sieht, wie sie sich strecken, wie sie sich reihen, wie sie sich der Sonne entgegenheben. Man sieht die Felder sich aneinander fügen, aneinander laufen, gegen den Horizont stoßen. Bewegung ist alles. Olivenbäume (Nr. 15) starren zum Himmel; ihre Wurzeln krallen sich in die Erde, ihre Schatten schlagen auf den Boden. Darüber steht die Sonne; in Millionen Tropfen trommelt sie durch den Raum. Das, ja das ist unsere Welt, wie van Gogh sie gemalt hat; kein Sein, ein ewiges Werden. Und das eben ist es, ob dessen wir ihn lieben müssen. Er ist einer, der uns aufrüttelt, der uns ansacht, daß das Leben schneller durch die Adern kreist und der Wille zum Sieg machtvoll die Flügel entfaltet. Durch van Gogh werden die Sehenden zu Wollenden und die Genießenden zu Eroberern.

Robert Breuer.

Leo Tolstoi und die Arbeiterklasse.

Mit Leo Tolstoi ist einer jener Starren, Mutigen dahingegangen, die sich in der Misere des bürgerlichen Zeitalters fast zur titanischen Größe emporredeten. An der Schwelle einer neuen Zeit lebend, die er nicht begriff, nicht begreifen konnte, verkörperte er in sich alle Widersprüche der modernen Zeit, die er durch die Wiederbelebung des Urchristentums, durch die Selbstvervollkommnung des Individuums, durch die absolute Negation des Kapitalismus, des Staates, der exakten Wissenschaften zu überwinden vermeinte. Der totale Mißerfolg seiner Lehre und seines jahrzehntelangen agitatorischen Wirkens zeigt am deutlichsten, daß die Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht überwunden werden können durch ein urchristliches Prophetentum, durch die Abkehr von der Wirklichkeit. Wie groß der künstlerische Genius, der sittliche Pathos, der bezaubernde persönliche Eindruck Tolstois auch war, er vermochte dennoch nicht die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft zu beeinflussen, und blieb, trotz der göhnenhaften Verehrung, die ihm gerade die Repräsentanten der von ihm geäderteten Gesellschaft entgegenbrachte, ein Einsamer unter den Millionen, die sich weniger vor seiner Lehre, als vor seiner künstlerischen und sittlichen Größe beugten.

Eine Persönlichkeit wie Tolstoi konnte nur in dem Rußland des 19. Jahrhunderts entstehen, wo neben den Ueberlieferungen der Leibeigenschaft, den graufamen Gärten des Polizeistaates, den Greueln der ursprünglichen kapitalistischen Akkumulation, die kommunistischen Ueberbleibsel der bäuerlichen Dorfgemeinde am längsten erhalten blieben. In der Einfachheit und Natürlichkeit des Dorflebens, in der Bedürfnislosigkeit und gleichen Armut des russischen Bauern sah Tolstoi das Ideal des Lebens, während die religiöse Denkweise des einfachen Volkes und die intensive religiöse Säkung, die in unzähligen Sekten zum Ausdruck kam, ihm die Rückkehr zur christlichen Lehre erleichterten, die er in geläuterter Form zur Grundlage seiner Moralpredigt machte. Alles, was außerhalb dieser Grenzen lag: die städtische Kultur, die Politik, die Wissenschaft, die Kunst, die Eisenbahnen, die staatlichen Organe, der Krieg, der Streit, die Revolution — war in gleicher Weise verwerflich. Nüchtern war nur in der Negation der bestehenden moralischen, verderbten Gesellschaftsordnung, in der Rückkehr zur natürlichen Lebensweise und der religiös-sittlichen Vervollkommnung des einzelnen Individuums.

Diese Anschauung, ein Gemisch „völkertümlicher“ Utopisterei, anarchischer Negation und christlich-buddhistischer Moralphilosophie, schloß bei Tolstoi ein richtiges Verständnis für den Emanzipationskampf des Proletariats von vornherein aus. Er sah das Elend, in dem die Arbeiterklasse lebte, und brandmarkte mit flammenden Worten die Habgier und Profitwut des Kapitals. Aber beide — das Kapital und das Proletariat — waren für ihn in gleicher Weise unvernünftig und unnütz, und die Beseitigung des Arbeiterelends nur durch die Rückkehr zur Naturalwirtschaft möglich. Er sah das Bestehende nicht als historisch Gewordenes auf, sondern als Produkt böser Rechtsbestimmungen, die nur aufgehoben werden müssen, damit das Paradies auf Erden eintrete. Er stand darin völlig auf dem Boden der rationalistischen Gesellschaftsauffassung der bürgerlichen Aufklärer des 18. Jahrhunderts und konnte darum nie die Dialektik als Grundelement des geschichtlichen Prozesses begreifen. Ein konservativer Anarchist, der die Gesellschaft zum Verzicht auf sich selbst und zur Rückkehr zum urchristlichen Kommunismus überreden wollte, mußte er mit völliger Verständnislosigkeit dem Emanzipationskampfe der Arbeiterklasse gegenüberstehen, während die Kampfweise der letzteren, das rücksichtslose Vordringen gegen den Feind, ihm, dem Prediger des passiven Widerstandes, der Nichtaufhaltung des Bösen, der sittlichen Selbstvervollkommnung, als schlecht und verwerflich erschienen mußte. Aus demselben Grunde stand er auch der russischen Revolution feindlich gegenüber, die das feudal-absolutistische Regime natürlich nicht durch Moralpredigten, sondern durch rücksichtslosen Kampf niederzwingen wollte.

Die Tragik in Tolstois Leben bestand nicht nur darin, daß er, ungeachtet einer Schar von äffischen Nachbetern, in der bürgerlichen

Welt als Prediger in der Wüste bestand, sondern daß auch die, denen er im Kampfe gegen das Bestehende ein Führer hätte sein können, an ihm und seiner Lehre vorüberdritten mußten. Die revolutionäre Arbeiterklasse weiß dem großen russischen Dichter Dank für die Aufdeckung der Schäden der bürgerlichen Gesellschaft und die erbarungslose Kritik der Kirche, der Justiz, der Staatsgewalt. Sie zollt ihm Bewunderung wegen seiner sittlichen Größe und des Mutes, den er auch in den schlimmsten Perioden des russischen Kaiserregiments bewahrte. Sie geht aber an ihm vorüber, als treibende revolutionäre Kraft der geschichtlichen Entwicklung, um auf den Trümmern der kapitalistischen Gesellschaftsordnung die von Tolstoi so gehagte Kultur auf eine neue höhere Grundlage zu stellen.

Neues vom fliegen.

Der Mammon fliegt! Das ist das allerneueste! Von den bescheidenen 5000 Mark-Preisen, die noch vor zwei Jahren die Söhne der Luft kosteten, redet niemand mehr. Es müßte schon vier Nullen sein, wenn es ziehen soll. Der 25 000 Mark-Preis des Grafen Zeppelin ist überholt durch den Millionenpreis des französischen Kriegsministeriums. Der General Roques, der Organisator der französischen Militärflugfahrt, verlangt zwar ungeheuer viel von den Bewerbern, aber es ist kaum ein Zweifel, daß die Bedingungen im nächsten Jahr erfüllt sein werden.

Die ungeheure Entwicklung in der Flugtechnik in Frankreich, Deutschland, Amerika und England spricht am besten in die Augen, wenn man die einschlägige Fachpresse überfliehet. Damals kleine Blättchen mit zaghaftem Text und feinen Annoncen. Jetzt stattliche Zeitschriften, gut illustriert und mit sehr fetten Annoncenplantagen versehen, in denen eine Anzahl von Fabriken Einzelteile oder ganze Apparate offeriert, vom Jagdäroplan an bis zum bescheidenen Fliegerspielzeug. Neue Namen und neue Fachausdrücke entstehen in der jungen Industrie. Sie sind nicht immer glücklich. Das Wort „Aviation“, das schon allgemein Gültigkeit hat, für Flugfahrt oder Luftflug ist gerade nicht sehr glücklich gewählt. Flotter klingt schon das Wort „Flugzeug“ für Aeroplan. Noch besser ist der Ausdruck „Flieger“, worunter allerdings vorerst ebenso der Apparat verstanden sein kann, wie sein Führer. Es gibt schon Fliegerbundes-tage und internationale Flugpatentprozesse. Nicht nur Sportsleute, auch bekannte Männer der Wissenschaft oder aus anderen Berufen fangen an, Apparate zu konstruieren. Der bekannte englische Major Baden Powell ist unter die Aeroplanbauer gegangen und ebenso der Professor der Philosophie in Boston, White. Jede Woche kommen neue Modelle von Flugzeugen auf den Markt und sein Monat vergeht, ohne daß irgend ein Höhen- oder Geschwindigkeitsrekord geschlagen wird. Der allerneueste Rekord soll jetzt auf dem Gebiete der Langsamkeit geschlagen werden. In Paris sind dafür 100 000 Franken ausgesetzt für den Apparat, der am langsamsten fliegt. Es ist natürlich von großer Wichtigkeit für die Kriegstechnik, daß ein die feindliche Position ausforschender Aeroplan auch genaue Beobachtungen machen kann. Das ist aber nur möglich bei einer Art Schwebeflug, ähnlich dem seine Beute beobachtenden Raubvogel. Das Sciechen und Photographieren aus Flugapparaten hat seit den ersten Versuchen in Amerika große Fortschritte gemacht. Bei den Versuchen in Nancy wurden mit dem Militärgelehr aus einer Höhe von 150 Metern von zwanzig Schüssen nur sechsmal das Ziel gefehlt. Auch die Zahl der in Aeroplanen untergebrachten Personen wächst ständig. Farman unternahm im November einen Zwanzigkilometerflug mit vier Personen an Bord. Das Gesamtgewicht der fünf Personen einschließlich des Benzin betrug rund sieben Zentner.

Außerordentlich interessant sind die Untersuchungen über die Ursachen der Unglücksfälle. Am 14. November hielt Major Kenney in London einen Vortrag über die Häufigkeit der Propellerbrüche. Die Statistik ergab, daß Brüche der Luftschraube, die natürlich immer mit einer sofortigen unfreiwilligen Landung, entweder durch Absturz oder durch einen richtigen Gleitflug verbunden sind, durch die unscheinbarsten Ursachen entstehen können. So ist zum Beispiel der Flieger Elh, der von dem Kreuzer „Birmingham“ zirkulär fünfzig Kilometer weit von der Küste Englands aufstieg, verunglückt, weil der Propeller einen Wellenberg, also Wasser, freiste und zersplitterte. Die Flieger müssen ganz besonders darauf bedacht sein, daß ihre Passagiere keine Gegenstände tragen, die sich lösen können. Haarlamme, Münzen, Knöpfe wären groß genug, um die rasend rotierende hölzerne Luftschiffschraube zum Brechen zu bringen.

Geradezu märchenhaft klingt es, was der Pariser Korrespondent des „Flugsports“, der besten deutschen Zeitschrift für das Flugwesen, seinem Blatte mitteilt. Es handelt sich um eine geniale Vorrichtung, die der Aviatiker Levassieur erfunden hat und die es ermöglichen soll, mit einem Aeroplan von einem Schiffsmast abzufliegen und auf ihn sich wieder niederzulassen. Versuche mit aufgerichteten Masten werden jetzt schon in Buteaux gemacht. Das französische Kriegsministerium beabsichtigt, falls sich das System bewährt, alle Kriegsschiffe so einzurichten, daß die Aeroplane von ihren Masten abfliegen und ebendort auch landen können.

Man sieht, Jules Verne und die Phantasten anderer wissenschaftlicher Träumer werden viel rascher verwirklicht sein, als diese es selbst gedacht.

O. F.